Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 6 (1916)

Heft: 26

Artikel: Auf dem Quai in Brienz

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-638032

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

welcher Eigenschaft sie natürlich größern Nutzen abwarfen. Da hatte denn eine Musikgesellschaft oft Mühe, ein passendes Lokal für ihre Unternehmungen zu finden. Die „Ballenhausgesellschaft" zum Beispiel mußte froh sein, im Ballenhaus, einem frühern Vergnügungslokale, jetzt aber zum großen Teil nur noch als Mehlspeicher dienend, das Hinterstübli zu Uebungszwecken zu bekommen. Hier versammelten sich denn jeden Freitag von 6—8 musikbegeisterte junge Leute und spielten Symphonien von Pleyel, Gyrowitz und leichtere französische Ouvertüren und man war allgemein befriedigt, wenn man miteinander fertig wurde. Aus dem erhabenen Gefühl des Könnens heraus durfte man dann wohl sagen: „Das sind herrliche Stücke und sie sind auch brav gegangen." Diese sowohl als die Schmieden- und Pfisterngesellschaft waren meist „Liebhaber, die sich zum Zwecke vergnüglichen Musizierens zusammenfanden. Bei besondern Anlässen kostete es stets eine große Mühe, die wenigen, die sich etwa zur Verfügung stellten, zur Gefügigkeit zu bewegen und jeder einzelne mußte um seine wertvolle Mithilfe dringlich angegangen werden. Es fehlte noch eine straffe und zielbewußte Organisation". Dazu gab endlich den Anstoß die Uebernahme des schweizerischen Musikfestes für 1813. Sollte das Fest, die 6. jährliche Zusammenkunft der schweizerischen Musikgesellschaft, ehrenvoll durchgeführt werden, so mußten Alle Mann auf Deck. Und die glänzende Durchführung ist ein Beweis für den mächtigen Impuls, der von dem Feste aus Berns Musikkreise durchdrang. Zur Aufführung gelangten u. a. die Es-dur-Symphonie von Haydn und Jesus am Oelberg, „ein meisterhaftes Oratorium vom kräftigen, vielumfassenden, tieffühlenden Louis von Beethoven". Nicht weniger als 275 Sänger und Instrumentalisten wirkten dabei mit und der Schweizer Klaviervirtuose Schnyder von Wartensee spielte Variationen eigener Komposition mit solcher Bravour, daß die Hörer ringsherum sich von den Sitzen erhoben, um Schnyders bezauberte Hände zu sehen. Unter der weitgehenden Initiative Roschis, Durheims und Schönauers schlossen sich dann, ermuntert durch das schöne Resultat des Festes, eine erfreuliche Menge von Musikfreunden zusammen und noch im Jahre 1815 ging man an die Konstitution der „Musikalischen Gesellschaft". „Wir wollen unsere Talente üben und vervollkommnen, um anerkannte und bewunderte Musikwerke der Tonkunst, von uns selbst ausgeführt, zu hören und nach ihrem Werte schätzen zu lernen." Das bezeichnete Professor Meisner als Zweck und Ziel der neuen Gesellschaft, zu deren Kapellmeister er gewählt wurde. In dieser Stellung hatte er freilich andere Befugnisse und Pflichten als heute ein Kapellmeister. Er hatte nicht nur das Musikkomitee zu präsidieren, die Musikalien auszuwählen und während den Uebungen die Ordnung zu handhaben, ihm war auch der Dirigent vollständig untergeordnet. Erster Dirigent war Edmund von Weber, der Bruder von Carl Maria v. Weber, ein weitgereister Buffosänger und tüchtiger Musiker. In einem Sonderschreiben wurden ihm seine Pflichten eröffnet; nämlich u. a., daß er weder über Anfang noch Ende der Uebungen zu verfügen, sondern sich auch da ganz dem Kapellmeister unterzuordnen habe. [Ferner: „Der Direktor soll dafür sorgen, daß durch unnützes Stimmen und Plaudern die Pausen nicht über Gebühr verlängert werden, welches ihn auf der andern Seite keineswegs verhindert, die Blasinstrumente gehörig und rein stimmen zu lassen; auch die Angabe des jedem Stück anpassenden Tempo mit so wenig Geräusch als möglich sei sein stetes Augenmerk. . . . . Daß Anstand und gegenseitige Höflichkeit zwischen den Mitgliedern unerläßliche Bedingung ist, bringt mit sich, daß auch von seiten des Direktors um so viel weniger soll und kann von dieser Regel abgewichen werden."] So war der Direktor eigentlich nichts anderes als ein lebendiges Metronom und dabei betrug sein Jahreshonorar für 1817 z. B. 156 Franken. In den Statuten waren aber auch die Pflichten der einzelnen Mitglieder genau vorgeschrieben. „Die Passivmitglieder machen es sich zur Pflicht, das Vergnügen und die Aufmerksamkeit der Anwesenden durch kein unanständiges Geräusch ꝛc. zu stören; sie werden durch stille Aufmerksamkeit und unparteiischen, wohlangebrachten Aufmunterungsbeifall dem Orchester den besten Beweis ihrer Achtung und Zufriedenheit geben." Für die Herren Keller stand noch die Bemerkung: „Sie werden stets anständig gekleidet erscheinen, sich nie betrunken einfinden ꝛc." Ihre Besoldung als Musiker war dabei 2 Franken für den Abend, so daß sie's immerhin im Jahre auf 86 Franken bringen konnten. Eine langjährige Kalamität war das Fehlen von guten Violinspielern. Das Lieblingsinstrument bildete damals das Blasinstrument. Darum begegnete uns denn auch auf den Konzertprogrammen bald da „Variationen für die Flöte", bald dort „Liedchen für Horn und Klavier" oder ein „Fagottkonzert". So spielte z. B. der damalige Musiklehrer in Hofwyl, Ferdinand Huber, dessen Lieder noch heute gesungen werden („Luegit vo Bärg und Tal", „Härz, wohi zieht es di") im Orchester die Trompete.

Endlich wollte es das Glück, daß man in Solothurn den Mann fand, der Sänger, Dirigent, Trompeten- und Geigenkünstler in einer Person war. Brath wurde mit finanzieller Unterstützung durch die Regierung die Stelle Webers übertragen. Dieser aber setzte sich, mit einem ehrenvollen Zeugnis versehen, wieder ans Geigenpult.

Noch unter Webers Leitung war das Musikmachen recht gemütlich:

„Es leb' wer Musik macht,
Die Erd' zum Himmel schafft,
Piano und Forte treibt,
Im Takt stets bleibt."

hieß es im „Festlied" auf das erste Jahresfest von 1816. Eine Paßposaune, die eine Terz zu tief stimmte, wurde nicht repariert, weil sie noch keinen definitiven Eigentümer habe. Louis Spohr, der gefeierte Komponist und Geigenvirtuose, schrieb über die Mitwirkung des Orchesters in Basel: „Das Akkompagnement meiner Solopièçen, besonders von seiten der Blasinstrumente, war fürchterlich", in Bern aber fand er das Orchester „womöglich noch schlechter als in Basel". Nicht unangebracht war daher wohl der Vorschlag eines Mitgliedes in einer Zuschrift an das Orchester, man sollte womöglich auch „auf die Zeichen und Wörter achten, welche den Ausdruck in der Musik bezeichnen". Gewiß stand oft das musikalische Können im umgekehrten Verhältnis zu ihrem Wollen. Aber es ging unter dem tapfern Vorsitz von Salzmagazinverwalter Wild vorwärts und die Konzerte im alten Tagsatzungssaal fanden guten Anklang. Zu Worte kamen vor allem die Großen: Haydn, Mozart, Beethoven, daneben Spontini mit seiner Ouvertüre zur „Vestalin", die jahrzehntelang die Berner immer neu entzückte, desgleichen die „Glocke" von Romberg und etwa Stücke von C. M. v. Weber. Zur allgemeinen Zufriedenheit klang das erste Jahresfest aus, wobei den tüchtigen Sängerinnen durch Seckelmeister Roschi die „Blumen der Freundschaft und Liebe" überreicht wurden, begleitet vom „warmen Feuer" eines Männerchorliedes. (Schluß folgt.)

Auf dem Quai in Brienz.

Es war ein denkwürdiger Tag für unsere Ortschaft, als die Gemeindeversammlung den fast einhelligen Beschluß faßte: Wir bauen einen Quai! Schon lange hatte sich der Uebelstand fühlbar gemacht, daß der oft lebhafte Verkehr Einheimischer und Fremder auf die Dorfstraße beschränkt war und so die feierabendbedürftigen Bürger, die spielenden

Kinder und die erholungsuchenden Gäste keinen nahen Spazierweg hatten, um von Fuhrwerken, Velos und Autos unbelästigt sich zu ergehen.

Als nun der Bau der Brienzerseebahn in Angriff genommen wurde, hieß es: Jetzt oder nie!, indem man den Aushebungsschutt des langen Dorftunnels zur Ausfüllung hinter der Quaimauer benutzen konnte, was die Kosten erheblich verminderte. 135,000 Franken wurden gesprochen, für reiche Gemeinwesen eine Kleinigkeit, für eine durch Wildbäche und Schulhausbau beschwerte Gemeinde aber ein kühnes Wagnis.

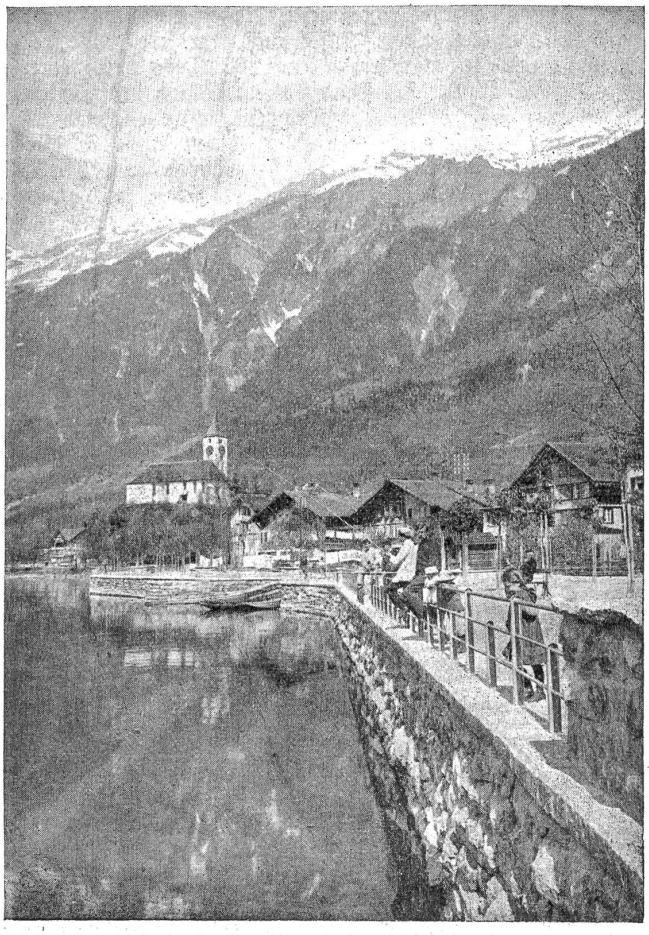
Die Bahnbauunternehmung übernahm das Werk, italienische und hiesige Arbeiter führten es aus und nun steht es da, zur Freude des Dorfes und zur Annehmlichkeit seiner Besucher.

In gefälligen Krümmungen geht dieser Strandweg vom Ostende des Dorfes, dem Landungsplatz der Dampfschiffe, bis zum Westen, bepflanzt mit Bäumen aller Art, die ihre jugendlichen Wipfel hoffnungsgrün zur Sonne erheben und im leichten Winde schaukeln. Hinter ihnen schauen fensterreiche Häuser gegen das Licht, das alte Brienz in bunter Mannigfaltigkeit, in den vorgelagerten Gärtchen streiten sich Nützlichkeit und Freude am Schönen.

Es ist Krieg! Auch unser friedliches Alpental empfindet ihn schmerzlich. Die sonst zu kurzem Verweilen oder längerem Aufenthalt hergekommenen Gäste bleiben aus, English spoken ist überflüssig, wenn die Kanonen reden; selbst die Schweizer, die sich sonst eine Oberlandreise gönnten, behäbige Ehepaare und fröhliche Vereine, sie bleiben zu Hause und sparen. Und doch wird der Brienzerquai auch jetzt von Fremden begangen und gewürdigt. Es sind die uns zugeteilten französischen Internierten, die sich da gerne aufhalten und neuen Lebensmut finden am milden Seestrande, im Angesicht einer abwechslungsreichen Bergwelt. Sie sitzen plaudernd auf den Ruhebänken, angestaunt von den Kindern, denen die roten Hosen und die fremden Gesichter unbestimmte Eindrücke von wildem Männerkampf und hartem Gefangenenlos beibringen, von Blut und Spitalleiden; denn mancher, der munter seiner Zigarette raucht, stelzt auf hölzernem Bein oder künstlichem Fuß oder behilft sich linkshändig, weil ihm die Rechte fehlt.

Diese Sturm- und Drangzeit muß vorübergehen und eine langersehnte Friedenszeit wird unsern Naturschönheiten alte und neue Freunde zuführen.

Doch auch für uns selbst haben wir den Quai gebaut. Welche Lust für die Kinder, wenn die weißen Schaumkämme über die empörte Wasserfläche hinlaufen und die Wellen dröhnend an die Ufermauer schlagen, der Wasserstaub die Rennenden bespritzt, daß sie aufkreischend und zu spät dem Guß enteilen und sich mit dem Rockärmel oder der Schürze die zerwühlten Haare trocknen dann in sicherer Distanz schauen, wie das Dampfschiff mit verblasenem Rauch in schwerem Wiegegang sich gegen die wilden Wogen durchkämpft. Aber lieber und lieblicher sind allen die Friedensszenen im sonnigen Blau, wenn der stille See träumt und die Berge der Nähe und Ferne von der blinkenden Sustenfirn bis zur Riesenkette in ruhiger Größe ins Tal herniederschauen, wo die Menschen schaffen und sorgen. Ist aber die Sonne hinter dem Brienzergrat verschwunden, legt sich abendlicher Schleier über die Niederungen und verglimmender Purpur auf die weißen Gipfel und die trotzigen Felswände, dann gönnt sich auch der müde Arbeiter ein Ruhestündchen; er geht auf den Quai und findet ein lauschiges Plätzchen und freundliche Geselligkeit. In stillem Sinnen, im Anschauen der dämmernden Natur und in nachbarlicher Unterhaltung legt er des Tages Last ab, und in seine schlichte Behausung heimkehrend empfindet er aufs neue: Ja, wir haben eine schöne Heimat und möchten sie nicht gegen die Herrlichkeiten einer Großstadt vertauschen! —l.



Der Quai in Brienz.

Für Vogelfreunde.

Hilfsbedürftige Vögelchen.

Der Föhn war im Anzuge; es war somit arges Hudelwetter zu erwarten. Trotzdem jagte der lose Schalk alle Barometer in seinem Tumultgebiete in die Höhe, als ob das schönste Wetter sich ankündigte.

So ließen denn die Bauern ihr dürres Heu auf den Matten liegen, das sonst bei Regengefahr sicher unter Dach gekommen wäre. Der Regen floß wirklich zwei Tage lang dann in Strömen, als ob er kein Ende nehmen könnte, wie es eben der Föhn gern treibt.

Von dem unerwarteten Regen wurde noch jemand überrascht, der sich sonst gut auf das Wetter versteht. Es war der Buchfinkenpapa mitsamt seinen flügge gewordenen Kindern. Das durch das Brutgeschäft körperlich sehr heruntergekommene Weibchen der Singvögel muß sich bis zur zweiten Brut wieder etwas erholen können, sonst würde es bei der zweiten Brut unfehlbar an Erschöpfung sterben. Schon zwei, drei Tage nach dem Ausfluge der Jungen übernimmt das Vogelmännchen sämtliche Wärterpflichten, gibt ihnen den Nüggel, wenn es nötig ist, sorgt für genügenden Kinderbrei, d. h. fliegt mit ihnen zu den Raupen und anderm uns schädlichen Krippelzeug und lehrt sie es kennen und ohne Gabel und Löffel essen. Das Weibchen begleitet die Familie gleichsam als stille Anteilhaberin und beteiligt sich nicht mehr an der Fütterung.

Als ich am zweiten Regentage auf den Zug nach Bern wollte, hörte ich trotz des Regengetrommels auf meinem